

Henry Dunant

Teil 1: Tutti Fratelli

Es ist jetzt schon fast 200 Jahre her, dass der Schweizer Henry Dunant geboren wurde. Im Jahre 1828 erblickte er als zweiter Sohn einer wohlhabenden und vornehmen Kaufmannsfamilie in der Stadt Genf in der Schweiz das Licht der Welt. Henry Dunant – schon der Name verrät, dass es sich um eine französisch sprechende Familie handelt. In der Schweiz werden verschiedene Sprachen gesprochen: französisch, italienisch und schweizer deutsch (Ricola – Werbung).

Die Schweiz war schon damals ein neutraler Staat, der sich verpflichtet hatte, keinerlei Kriege gegen andere Völker zu führen. Nur zur Verteidigung des eigenen Landes war die Anwendung von Waffen erlaubt.

Der kleine Henry wuchs in einem sehr christlichem Elternhaus auf. Täglich las der Vater beim Frühstück seiner Familie einen Abschnitt aus der Bibel vor und dann beteten die Familie und alle Hausangestellten miteinander. So muss es uns nicht wundern, dass die Eltern es gar nicht gern sahen, wenn der kleine Henry so wie die meisten kleinen Jungen eine Begeisterung für Kampf und Kriegsspiele entwickelte.

Mit sechs Jahren konnte er stundenlang bewaffnet mit einem Besenstiel hinter dem Sofa hocken und jeder, der vorbeikam, wurde sofort abgedufft. In seinem Zimmer unter dem großen schweren Kleiderschrank hatte Henry sogar ein geheimes Waffenlager. Bretter, die aussahen wie Gewehre, einen selbstgeschnitzten Revolver und – das war das Beste – eine echte Zwillie, mit der man richtig schießen konnte, hielt er darin versteckt.

Eines Tages als die Haushälterin, eine ältere rundliche Italienerin, deren Sprache der kleine Henry nicht verstand und zu der er trotzdem eine tiefe Zuneigung verspürte, das Zimmer des Jungen säuberte, stieß sie auf das geheime Waffenlager. Entsetzt holte sie den Jungen aus dem Wohnzimmer, wo er gerade wieder mit seinem Besenstiel hinter dem Sofa stand. Als Henry in sein Zimmer kam und seine Schätze offen auf dem Fußboden liegen sah, senkte er schuldbewusst sein Blick. Er hatte gegen ein strenges Verbot der Eltern verstoßen, die keine Waffen – auch keine Spielzeugwaffen – im Hause duldeten. Die Haushälterin kniete sich vor den Jungen, sah ihm vorwurfsvoll in die Augen und sagte auf italienisch: „Tutti Fratelli!“ Dann zeigte sie auf die Waffensammlung und schüttelte mit dem Kopf. Henry verstand nicht viel italienisch, aber was Tutti Fratelli hieß, das wusste er. Tutti Fratelli heißt auf deutsch: Alle Menschen sind Brüder! Henry traten die Tränen in die Augen. „Bitte nicht den Eltern sagen!“ stammelte er. Die Haushälterin nickte verständnisvoll. Sie nahm die Bettwäsche, die ohnehin gewechselt werden musste, versteckte die Waffen darin und trug sie in den Keller, um sie sofort im Kamin zu verbrennen. Henry war dankbar, dass die Sache noch einmal so glimpflich ausgegangen war. In seinem Zimmer wiederholte er immer und immer wieder die Worte „Tutti Fratelli“.

Als Henry 14 Jahre alt war, hatten seine Eltern eine schweren Entscheidung zu treffen. Schon zweimal war Henry in der achten Klasse sitzen geblieben und der Klassenlehrer war der Meinung, dass er auch im nächsten Anlauf das Klassenziel nicht erreichen würde. An das Abitur sei gar nicht zu denken! Schweren Herzens nahmen sie Henry vom Gymnasium. Zum Glück hatte sein Vater, der zu den wohlhabendsten und einflussreichsten Bürgern der ganzen Stadt gehörte, gute Beziehung und so gelang es ihm, seinen Sohn als Lehrling bei einer großen Bank unterzubringen. Da die Schweiz ein neutrales Land war, galten ihre Banken auch als besonders sicher und waren so zu einem wichtigen Wirtschaftszweig des Landes geworden. Viele Menschen aus ganz Europa brachten ihr Geld zur Aufbewahrung in die Schweiz. Mit diesem vielen Geld konnten die Banken dann Geschäfte machen und das Geschäftliche, das schien Henry Dunant gut zu liegen. Ja mit Geld konnte der Junge anscheinend umgehen. Womit er auch handelte, ob mit Haifischen oder mit englischen Baumwollstoffen, immer machte seine Bank Gewinn und Henry wurde nach Abschluss seiner Lehre schnell einer der einflussreichsten Mitarbeiter seiner Bank. Die Besitzer der Bank beschlossen nach einigen Jahren, Henry die Teilhaberschaft an der Bank anzubieten. So kam es, dass Henry zum Miteigentümer einer der größten Schweizer Banken wurde und das keine 10 Jahre, nachdem er von der Schule geflogen war. Henry wurde mit den Auslandsgeschäften seiner Bank beauftragt. So reiste er durch ganz Europa und auch nach England um dort Geschäfte zu machen.

Auf einer seiner Reisen nach England traf er sein großes Vorbild Elisabeth Fry, (damals schon sehr alt) die von seiner ganzen Familie sehr verehrt und geachtet wurde. Nach ihrem Vorbild war Henrys Mutter seinerzeit in die Genfer Gefängnisse gegangen und hatte sich um die Gefangenen gekümmert. Und in England lernte Henry auch den weltweit ersten CVJM - Verein kennen, der erst vor wenigen Jahren in London entstanden war. Als Henry zurück nach Genf kam, gründete er mit einigen Freunden einen Genfer CVJM – Verein. Immer donnerstags traf sich die Gruppe jungen Männer zum Bibellesen, außerdem unterstützten sie gemeinsam hungernde und kranke Menschen.

Drei Jahre später im Jahre 1855 durfte Henry im Auftrag seiner Bank an der ersten Weltausstellung in Paris teilnehmen. Dort gründete er mit Vertretern aus vielen Ländern den CVJM Weltbund. Henry wurde gleich in den Vorstand dieses Weltbundes gewählt.

Doch dann schickte ihn seine Bank nach Algerien. Algerien war damals französische Kolonie und Henry hatte dort von den Franzosen für wenig Geld große Ländereien erworben. Allerdings wussten Henry und seine Leute nicht, dass es sich bei diesen großen Ländereien zumeist um trockene Wüstengebiete handelte. Sie hatten in der ganzen Schweiz Siedler und Bauern angeworben, um in Algerien Landwirtschaft zu betreiben und Korkeichenplantagen anzulegen. Den Kork wollten sie dann für gutes Geld an französische Weinbauern verkaufen. Henry hatte sich bereit erklärt, das Projekt zu leiten und seine Bank legte die ganze Angelegenheit vertrauensvoll in seine Hände. So begab sich Henry gemeinsam mit den Siedlern, die all ihr Hab und Gut mit auf die Reise genommen hatten auf ein großes Dampfschiff, um nach Algerien zu gelangen. Aber wie groß war ihre Enttäuschung als sie das Land sahen, auf dem sie in Zukunft leben und arbeiten sollten. Nur Staub und Steine soweit das Auge reichte. Nach langem Suchen fanden sie eine kleine Oase mit einigen Palmen an einem kleinen Fluss, der aus dem Gebirge kam. Sogar etwas Gras wuchs an den Ufern des Flusses. Es reichte

gerade für die wenigen Tiere, welche die Siedler bei ihrer Überfahrt hatten mitnehmen können, war aber viel zu wenig, um dauerhaft davon leben und die Herden vergrößern zu können. Wo sollten hier die großen Weizenfelder, die Korkplantagen und alles andere, wovon die Siedler bei ihrer Ausreise geträumt hatten wachsen? Es gab nur eine einzige Lösung: Der Fluss musste angestaut werden zu einem riesigen Stausee, damit man dann das ganze Land bewässern und die Wüste zum Blühen bringen konnte. Für solch ein großes Bauprojekt aber brauchte man Werkzeuge, Maschinen und viel Geld und vor allem brauchte man die Erlaubnis der französischen Kolonialverwaltung. Und genau das war das größte Problem. Die Verwaltung verweigerte die Genehmigung, weil ja dann das Wasser des Flusses in dem normalen Flussbett fehlen würde. Alles Bitten und Drängen half nichts. Nur ein Erlass des französischen Kaisers konnte die Entscheidung der Behörde noch rückgängig machen. Also machte sich Henry Dunant mit dem Schiff auf den Weg zu Kaiser Napoleon III, um ihn persönlich in dieser Angelegenheit zu behelligen. Dumm nur, dass der französische Kaiser im Moment ganz andere Sorgen hatte. Er befand sich mit seinem Soldaten im Krieg, dem blutigsten und grausamsten Krieg, den es seit Jahrzehnten in Europa gegeben hatte. Frankreich kämpfte gemeinsam mit seinem Verbündeten Italien gegen die Armee von Österreich/Ungarn. Es ging um nichts Geringeres, als um die Freiheit und Eigenständigkeit Italiens das seit Jahrhunderten zum österreichischen Königreich gehörte. In der Nähe der nordafrikanischen Stadt Solferino (etwa 60 Kilometer von Genf) hatten der französische Kaiser und der österreichische König über 300 000 Soldaten zusammengezogen. Das sind etwa 6 mal so viele Soldaten wie Menschen in ganz Nordhausen leben).

Schon auf dem Schiff hatte Dunant vom Ausbruch dieses Krieges erfahren und da niemand sagen konnte, wie lange der Krieg dauern würde, hatte er beschlossen, den Kaiser in seinem Feldlager aufzusuchen, um die Erlaubnisse für den Staudammbau zu bekommen. So machte er sich schon bald nach seiner Ankunft auf den Weg nach Solferino. Nur wenige Kilometer trennten ihn noch vom Ziel seiner Reise. Er hatte gerade die Kleinstadt Castiglione erreicht, da hörte er den Donner von Kanonen. Die Leute von Castiglione winkten ihn eilig herbei und gemeinsam mit ihnen versteckt er sich vor den von allen Seiten herbei stürmenden Soldaten in einem der Häuser. Die beiden Heere waren nach einem langem Tagesmarsch im Tal direkt vor der Stadt völlig überraschend aufeinander gestoßen. Es begann sofort eine wütende Schlacht. Der Pulverdampf war bis in die Stadt hinein zu riechen und die Schreie der Verwundeten und Sterbenden waren selbst hinter den dicken Mauern der Häuser zu hören. Am Abend des Tages lagen etwa 6000 getötete und 40 000 (soviel wie Nordhausen Einwohner hat) verwundete Soldaten im Tal vor der Stadt. Die Truppen hatten sich zurück gezogen und die Toten und Verwundeten einfach liegen gelassen. In der Nacht war es einigen Verletzten gelungen, sich bis in das nahe Castiglione zu schleppen. Sie baten die Bewohner um Hilfe und medizinische Betreuung. Die Leute zögerten ängstlich. Henry Dunant aber hatte schnell erkannt, worauf es jetzt ankam. Er holte sich beim Pfarrer die Erlaubnis, die riesige Kirche (das größte Gebäude der kleinen Stadt) für die Verwundeten zu öffnen. Gemeinsam mit den drei Ärzten aus Castiglione war er eifrig dabei, die Kirche vorzubereiten. Sie schafften Stroh herbei, das sie auf den Bänken und im Altarraum ausbreiteten. Auf dem Kirchplatz wurden Feuer entzündet und Kessel aufgestellt, in denen Wasser zum Kochen gebracht wurde, um die Wunden der Verletzten auszuwaschen. Im Turmraum wurden Tische aneinander gerückt und Fackeln an die Wände angebracht, damit die Ärzte dort operieren konnten.

Darüber war es schon fast Morgen geworden. Henry Dunant aber spürte keine Erschöpfung. Gemeinsam mit den Frauen begann er, die Verwundeten von den Wiesen vor der Stadt zu holen und in die Kirche zu bringen. Obwohl er immer noch kaum italienisch sprach, reichte es für die nötige Verständigung. Immer mehr Helfer fanden sich ein. Henry hatte das Kommando am Eingang übernommen und zeigte ihnen wohin sie die Verwundeten legen sollten.

Nach einer Weile bemerkte er, dass die Frauen immer nur französische und italienische Verletzte herbei brachten. Was aber war mit den Österreichern? Gab es keine verwundeten Österreicher? Henry verließ seinen Platz, um auf das Schlachtfeld zu laufen. Seinen Augen bot sich ein Anblick des Schreckens. Tausende Soldaten, Österreicher, Franzosen und Italiener lagen in ihrem Blut. Die Verwundeten schrien und stöhnten. Und tatsächlich, seine Befürchtungen waren berechtigt! Die Helfer hatten bisher nur die französischen und italienischen Verletzten geborgen. Die Österreicher hatten sie einfach liegen gelassen.

Hastig begann Henry auf die Frauen einzureden. Die aber verstanden nicht was er wollte und zuckten nur mit den Schultern. Da endlich kamen Henry die rettenden Worte in den Sinn: „Tutti Fratelli!“ rief er und zeigte auf die verletzten Österreicher. „Tutti Fratelli!“ Jetzt verstanden die Frauen und begannen zu nicken. Viele von ihnen hatten einfach nicht gewagt, sich um die feindlichen Soldaten zu kümmern.

Tutti fratelli wurde die Losung, die an diesem Tage tausendfach von Mund zu Mund ging. Alle die Hilfe nötig hatten, egal ob ursprünglich Feinde oder Freunde wurden in die Stadt geholt und so gut es irgend ging versorgt. So entstand mitten im Kriegsgetümmel eine Art riesiges Krankenhaus, in dem Soldaten beider Parteien aufgenommen und versorgt wurden. So etwas hatte es bisher noch in keinem Krieg gegeben und ob dieses Krankenhaus weiter arbeiten darf und was mit den österreichischen Verwundeten nach dem Sieg der Franzosen geschah, das erzähle ich euch morgen,

Henry Dunant Teil 2

Was Henry Dunant in den nächsten Tagen erlebte, brannte sich als unauslöschliche Erinnerung in sein Gedächtnis ein. Die Kirche war bald mit Verwundeten überfüllt. Auf die Aufnahme so vieler Verletzter war die kleine Ortschaft in keiner Weise vorbereitet. Die drei Ärzte waren mit der vielen Arbeit völlig überfordert. Es fehlte an Verbandsmaterial und an Morphium. Die Operationen mussten bei vollem Bewusstsein durchgeführt werden. Oft half nur noch eine Amputation. Die Verwundeten schrien und stöhnten vor Schmerzen. Viele überlebten die ersten Stunden nicht. Und immer wenn die Verletzten notdürftig versorgt waren, wurden neue herbei gebracht, denn die Schlachten waren in den Tagen nach dem großen Gemetzel vor Castiglione weiter gegangen.

Als Henry Dunant am Morgen des dritten Tages völlig erschöpft vor die Kirche trat, um etwas Luft zu schnappen, sah er einen französischen Hauptmann auf einem Pferd, der mit einigen französischen Soldaten eine Gruppe von etwa 30 gefesselten Österreichern vor sich her trieb. Brutal schlug man die Gefangenen mit dem Gewehrkolben, sobald sie ihre Schritte verlangsamten. Die Österreicher wurden in den Pferdestall getrieben, aus dem Henry immer das frische Stroh für die Kirche geholt hatte. Dann befahl der Hauptmann seinen Soldaten: „Ladet die Gewehre!“ Henry erschrak als er das hörte. „Der wird doch nicht ...“ dachte er begann mit schnellen Schritten auf die Soldaten zuzugehen. Da sprach der Hauptmann weiter: „Ihr fünf“, und er zeigte dabei auf die ersten 5 Soldaten der Gruppe, „seid mir persönlich für die Gefangenen verantwortlich! Wenn einer zu fliehen versucht wird sofort scharf geschossen. Auf ein paar tote Österreicher mehr oder weniger kommt es sowieso nicht an. Nur lasst mit ja keinen entkommen.“ Die fünf Soldaten nickten und postierten sich mit geladenen Gewehren um den Pferdestall. Der Hauptmann gab seinem Pferd die Sporen und ritt zurück in die Richtung, aus der er gekommen war. Die übrigen seiner Soldaten folgten ihm im Laufschrift.

Zögernd ging Henry Dunant auf die Soldaten zu. „Wer sind diese Männer?“ fragte er. Einer der Wachsoldaten – anscheinend der Anführer – antwortete. „Das ist eine Sanitätskompanie, die wir auf dem Weg zum Feldlager der österreichischen Armee geschnappt und gefangen genommen haben.“ Ungläubig wiederholte Henry seine Frage: „Was sind diese Leute.? Sind das wirklich alles Ärzte und Krankenpfleger?“ Der Soldat nickte und antwortete: „Nur dumm, dass sie unserer Feinde sind. Sonst könntest du sie sicher in deiner Kirche dort gut brauchen, oder?“ „Ob Feinde oder nicht, was spielt das jetzt noch für eine Rolle?“ sagte Henry. „Ich brauche diese Männer dringend. Dort drüben sterben die Menschen zu Hunderten, weil wir nicht genug Ärzte und Helfer haben. Ich will sie fragen, ob sie bereit sind, uns zu helfen.“ „Das wirst du nicht tun,“ sagte der Soldat und richtete drohend das Gewehr auf Henry. Henry ging seelenruhig auf ihn zu. Der Soldat ließ das Gewehr sinken. Henry ging in den Stall. „Wer von euch ist bereit, uns bei der Versorgung der verwundeten Soldaten zu helfen?“ Alle Gefangenen – ohne Ausnahme – hoben die Hand. „Es gibt aber zwei Bedingungen: Keiner von euch darf seine Freilassung zur Flucht missbrauchen und wir helfen allen Verwundeten gleichermaßen, unabhängig ob sie Franzosen oder Österreicher sind.“ Die Männer nickten. Noch einmal trat der Anführer der Soldaten dazwischen: „Mein Herr, es ist ausgeschlossen was sie da vorhaben. Wir haben strikten Befehl den Gefangenen die Fesseln unter keinen Umständen abzunehmen.“ „Was wir hier haben sind keine Umstände“, sagte Henry. „Ich übernehme die volle Verantwortung. Wir brauchen die Hilfe dieser Männer.“ Er trat auf den Soldaten zu und zog ihm den Säbel aus dem Gürtel. Dann ging er zu den Gefangenen und durchtrennte einem nach dem anderen die Fesseln. Fassungslos starrten die Soldaten dem jungen Mann nach, der es wagte, sich einfach so den Befehlen zu widersetzen. „Dass wird ihnen noch Leid tun!“ sagte der Anführer nachdem er sich besonnen hatte. „Ich werde das sofort dem Hauptmann melden!“ Dunant war es gleich ob seinen Verhalten dem Hauptmann gemeldet wurde oder nicht. Er hatte Dringenderes zu tun. Sogleich führte er die neu gewonnenen Helfer zur Kirche und begann sie in ihre Aufgaben einzuweisen.

Welche eine riesige Hilfe waren diese 30 ausgebildeten Ärzte und Krankenpfleger für die drei Ärzte und die Frauen aus dem Dorf, die bisher die Versorgung der Verwundeten allein bewältigen müssen. Endlich gab es genügend helfende Hände. Allein an diesem Tage wurden über 100 dringende Operationen durchgeführt und nicht einer der Freigelassenen unternahm einen Versuch zu fliehen. Am Abend kam der Hauptmann auf seinem Pferd geritten. Er schäumte vor Wut. „Sofort legen sie den Gefangenen wieder die Fesseln an!“ schrie er. „Das werde ich nicht tun!“ antwortete Henry. „Diese Gefangenen haben heute das Leben von mehr als 100 französischen Soldaten gerettet und dazu noch das Leben vieler Österreicher.“ „Das wird den Österreichern wenig nützen!“ antwortete der Hauptmann grimmig. „Die hättet ihr besser auf dem Schlachtfeld liegen lassen sollen. Wartet nur bis wir die Schlacht gewonnen haben. Dann werden wir auch Zeit finden, uns um eure österreichischen Schützlinge zu kümmern.“ Dabei machte er eine unmissverständliche Handbewegung. (Hals abschneiden)

Am Abend saß Henry mit den drei Ärzten, die von Anfang an dabei gewesen waren, beim Schein einiger Kerzen in der Sakristei der Kirche. Er berichtete von seiner Begegnung mit dem französischen Hauptmann und dessen Drohung gegen die österreichischen Verwundeten. „Ich wünschte fast die Österreicher würden gewinnen!“ sagte er. „Wenn die Österreicher gewinnen“, antwortete einer der Ärzte „dann machen sie es umgekehrt mit den Franzosen genau so. Wir sind in einer Zwickmühle! Wie auch immer der Krieg ausgeht. Die Sieger werden sich an den Verlierern rächen!“ Henry sprang auf: „Dann müssen wir die Verwundeten von hier weg bringen. Am besten nach Genf, dort sind sie in Sicherheit.“ Der Arzt lachte nur. „Du träumst wohl Henry! Wie willst du denn all die vielen hundert Verwundeten von hier weg bekommen. Überall um uns herum wird geschossen. Wenn du dich mit den Gefangenen da hinaus wagst, dann werdet ihr das nicht überleben! Egal auf wen ihr trifft, Österreicher oder Franzosen werden euch für Feinde halten und euch erbarmungslos erschießen.“

„Sie müssen“, sagte Henry nach einigem Überlegen. „Sie müssen auf den ersten Blick erkennen, dass wir neutral sind.“ Henrys Blick blieb auf an dem Altar der Kirche hängen, auf dem immer noch ein großes Kreuz stand. Dann ging er zu dem Stapel mit weißen Bettlaken, welche die Frauen als Binden und Verbandstücher verwendeten.

Er breitete eines der Laken auf den Fußboden der Kirche aus. Dann nahm er das Glas mit dem roten Desinfektionsmittel (es sah fast aus wie Blut) und zeichnete mit dem Pinsel ein riesiges rotes Kreuz auf das weiße Laken.

„Das ist es“, rief er. „Die Franzosen und die Österreicher sind Christen. Sie werden das Kreuz respektieren und nicht auf uns schießen. Von diesen Fahnen brauchen wir am besten 20 oder 30 Stück, damit sie von allen Seiten gesehen werden.“ „Hoffentlich hast du Recht!“ sagte der Arzt, der noch immer nicht ganz glauben wollte, dass der Plan gelingen konnte.

Henry lies sich nicht beirren. Er war fest von seiner Sache überzeugt. Zwei Tage später war der Verwundetentransport bereit zur Abfahrt. Über 10 Bauern aus dem Dorf hatten sich bereit gefunden, mit ihren Pferdefuhrwerken die Gefangenen zu fahren. Auf jedem Wagen saßen 20 bis dreißig Gefangene und jeder der Wagen war mit zwei großen weißen Fahnen gekennzeichnet, auf denen ein rotes Kreuz leuchtete. Alle, deren Gesundheit soweit wieder hergestellt war, dass sie einigermaßen transportfähig waren, hatten versucht, einen Platz auf den Fuhrwerken zu bekommen. Alle Wagen waren voll besetzt, nur auf dem ersten der Wagen, auf dem Henry Dunant selbst die Gruppe anführen wollte, hatte keiner gewagt Platz zu nehmen. Zu sehr fürchteten sich die Leute vor den Feindseligkeiten der Soldaten, auf die sie mit Sicherheit treffen mussten. So nahm Henry alleine mit zwei Frauen aus dem Dorf auf dem ersten Fuhrwerk Platz. Sie alle hatten sich ebenfalls weiße Tücher umgehängt und auf Brust und Rücken leuchtete ein großes rotes Kreuz. Dann setzte sich der Zug in Bewegung. Nach wenigen Kilometern auf der holprigen Landstraße hörten sie den Donner von Kanonen. Als sie den schützenden Wald verließen gelangten sie in ein Tal. Auf Hängen der angrenzenden Berge wimmelte es von Soldaten, die mit Gewehren und Kanonen aufeinander schossen. Rechts waren die Franzosen mit den Italienern und links standen die Österreicher. Der Weg des Verwundetentransportes führte mitten durch dieses Tal. Kaum hatten die Generäle den sonderbaren Zug ausgemacht, da kam erst aus dem Befehlsstand der Franzosen und kurze Zeit später aus dem Befehlsstand der Österreicher ein berittener Bote. Der Franzose erreichte den Wagen, auf dem Dunant saß zuerst. „Der General befiehlt euch, sofort umzukehren!“ sagte der Franzose. „Wenn ihr euren Weg fortsetzt wird er das Feuer auf euch eröffnen lassen.“ Inzwischen war auch der Österreicher herangekommen und konnte hören, wie Henry sagte: „Wir werden nicht umkehren! Sag dem General wir sind neutral und wir werden uns nicht an den Kämpfen beteiligen. Wir haben hier 300 Verwundete, die wir in Sicherheit bringen müssen.“ „Wie ihr wollt!“ antwortete der Bote „ich habe euch gewarnt!“ Dann wendete er sein Pferd und ritt ohne einen Gruß zurück. Auch der Österreicher wendete sein Pferd und machte sich auf den Rückweg. Henry sah den beiden Reitern nach. Als sie ihre Befehlsstände erreicht hatten, gab er das Zeichen zum Aufbruch. Die Wagen mit den Gefangenen setzten sich in Bewegung.

Unterdessen hatten der Kanonendonner und das Peitschen der Gewehrschüssen noch an Heftigkeit gewonnen. Zwischen den beiden Hügeln flogen die Kugeln und die Erde spritzte in hohem Bogen, wenn die Kanonenkugeln einschlugen. Über 50 tote und verletzte Soldaten, die sich zu weit vor gewagt hatten, lagen mit zerfetzten Gliedmaßen auf dem zerwühlten Rasen.

Unbeirrbar ritt Henry direkt in den Kugelhagel hinein. Plötzlich stellen die Österreicher das Feuer ein. Kurze Zeit später taten das Gleiche auch die Franzosen. Von einer Minute zur anderen war das Gebrüll des Krieges verstummt. Henry fuhr mit seinem Wagen bis in die Mitte der Schlucht. Die anderen folgten ihm mit angehaltenem Atem. Dort ließ er anhalten und begann mit den Frauen die Verwundeten vom Schlachtfeld auf seinen Wagen zu tragen. Dort war ja noch Platz. Die Bauern auf den Kutschböcken stiegen ebenfalls ab und halfen ihnen

Als alle Verwundeten geborgen waren blickte Dunant hinüber zu den Soldaten. Zu beiden Seiten standen die Generäle mit ihren Soldaten und hatten die Hand an die Mütze gelegt. Es war ein Gruß und eine Ehrenbezeugung für diese tapferen Männer und Frauen, die dort unten im Tal ihr Leben riskiert hatten, um anderen zu helfen. Henry grüßte zurück und gab dann das Zeichen zum Weiterfahren. Kaum hatten sie das Schlachtfeld verlassen erfüllte der Kanonendonner hinter ihnen von Neuem die Luft. Der Wahnsinn des Krieges ging ungehindert weiter. Über 300 Menschenleben aber waren an diesem Tag gerettet worden und es sollten nicht die einzigen bleiben, die ihr Leben und ihre Gesundheit einem Mann namens Henry Dunant verdankten.

Und warum das so ist und wie die Geschichte weiter geht, das erzähle ich euch morgen.

Henry Dunant Teil 3

Als Henry Dunant zwei Tage nachdem er aus Castiglione mit seinen Verwundeten aufgebrochen war in seiner Heimatstadt Genf ankam, wurde er wie ein Held empfangen. Ohne dass er es wusste hatte seine Familie die Briefe, die er aus Castiglione geschrieben hatte und in denen er über die Schrecken des Krieges berichtete, in einer Genfer Zeitung veröffentlichen lassen.

Endlich war Henry in Sicherheit und endlich konnte er sein Leben wieder genießen und sich seinen eigentlichen Aufgaben zuwenden.

Wisst ihr noch warum Henry aus Algerien zurück nach Europa gereist war?

Henry hatte den Grund seiner Reise fast selbst schon vergessen. Der französische Kaiser Napoleon III hatte auf seinen Brief, in dem er um eine Audienz bat, bisher noch nicht geantwortet. Henry war bemüht wieder ein ganz normales Leben zu führen und die Freuden des Genfer Stadtlebens zu genießen, aber seine Erlebnisse lagen wie ein schwarzer Schatten auf seiner Seele. Er hatte in den Tagen, die er in Castiglione verbracht hatte über 10 kg abgenommen. Immer wenn er versuchte zu schlafen, sah er in seinen Träumen die schrecklichen Bilder vom Schlachtfeld vor sich, junger Männer mit abgerissenen Gliedmaßen, von Gewehrkugeln zerfetzte und durchlöcherter Leiber. Er hörte das qualvolle Schreien der Verwundeten.

Auch seine Familie merkte, dass Henry keinen rechten Frieden mehr fand. Deshalb mietete seine Mutter für ihn ein Ferienhaus am Genfer See. Hier sollte Henry sich erholen und seine schlimmen Erlebnisse vergessen.

Vier Wochen lang verbrachte Henry seine Tage in fast völliger Einsamkeit. Er wollte keinen Besuch. In diesen Wochen schrieb er sich seine Erlebnisse von der Seele. Es entstand ein Buch von über 100 Seiten und Henry gab ihm den Titel: „Eine Erinnerung an Solferino“ Mit seinen eng beschriebenen Blättern ging Henry zu einem Genfer Verlag, um das Buch drucken zu lassen. Der Verlagsleiter war hochofrend und sagte: „Heldengeschichten und Kriegsberichte verkaufen sich im Moment besonders gut. Wir werden ihr Buch drucken und für jedes Exemplar, das wir verkaufen erhalten sie 2 Schweizer Franken.“ Zufrieden ging Henry Dunant zurück in sein Ferienhaus. Aber noch am Abend des gleichen Tages stand der Verlagsleiter wieder vor seiner Tür. In seiner Hand hielt er das Manuskript von Dunant. Als Henry ihn herein gebeten hatte, sagte er: „Das, was sie da geschrieben haben können wir unmöglich drucken! Die Regierung des Kaisers wird dieses Buch mit Sicherheit sofort verbieten. Wenn die jungen Männer lesen, was sie wirklich erwartet, wenn sie sich freiwillig melden und in den Krieg ziehen, dann wird der Kaiser nicht mehr genügend Soldaten für seine Armee finden. Es kostet mich viel Geld, wenn ich dieses Buch drucke. Wenn es dann verboten wird, dann bekomme ich mein Geld niemals zurück.“ Henry überlegte kurz. Dann sagte er: „Mein Vermögen beträgt etwa 10 000 Franken. Wie viele Bücher könnten sie dafür drucken?“ „Nun“, sagte der Verleger „das könnten dann etwa 1600 Bücher werden.“ „Dann machen wir das.“ sagte Dunant. „Ich bezahle den Druck und übernehme das volle Risiko.“ Zwei Wochen später lagen 1600 Exemplare des Buches frisch gedruckt in Dunants Ferienhaus.

Auf dem Einband des Buches hatte Henry das rote Kreuz drucken lassen. Es sah aus wie die Schweizer Fahne – nur umgekehrt; ein rotes Kreuz auf weißem Grund.

Dunant saß in seinem Haus über seinen Schreibtisch gebeugt und schrieb mit eigener Hand etwa 100 Briefe. Dann steckte er immer einen Brief zusammen mit einem Buch in einen Umschlag und schickte ihn an eine mächtige und einflussreiche Person in Europa. So bekam z.B. der russische Zar, der deutsche Kaiser, der Papst in Rom, die englische Königin, natürlich auch der französische Kaiser und viele viele andere Menschen Post von Henry Dunant.

Ich lese Euch einmal vor, was Henry an den deutschen Kaiser schrieb:

„Verehrte Majestät, wenn sie mein Buch gelesen haben werden sie mir zustimmen, dass es nichts Schrecklicheres auf dieser Welt gibt als die Kriege. Um die Grausamkeit der Kriege wenigstens etwas zu mildern, schlage ich die Gründung einer neutralen Vereinigung mit dem Namen „Rotes Kreuz“ vor. Sie hat einzig den Zweck, die Verwundeten der Kriege und Katastrophen zu versorgen. Sie wird sich nicht in die Kämpfe einmischen. Diese Vereinigung muss von allen Regierungen anerkannt werden. Alle kriegsführenden Staaten müssen sich verpflichten, die Mitarbeiter des Roten Kreuzes zu schützen. Auch die Verwundeten sind nicht mehr als feindliche Soldaten zu betrachten. Tutti Fratelli! Ihr ergebener Henry Dunant.

Gespannt wartete Henry Dunant auf das, was nun geschehen würde. Schon nach zwei Wochen erhielt Henry ein Schreiben auf kostbarem blütenweißem Papier vom französischen Kaiser. Der Kaiser wünschte ihn umgehend zu sprechen. Henry machte sich sofort auf den Weg in die Sommerresidenz des Kaisers. Er hoffte insgeheim, bei dieser Gelegenheit mit Napoleon III gleich über sein Staudammprojekt in Algerien sprechen zu können. Aber würde der Kaiser ihn überhaupt freundlich empfangen? Dunant war sich nicht sicher. Um so erleichterter war er, als er dem Kaiser gegenüberstand und diese sagte: „Verehrter Monsieur Dunant, ich halte ihren Vorschlag für eine ausgezeichnete Idee. Ich werde noch in dieser Woche einen Brief an alle europäischen Regierungen schreiben und zu einer Konferenz einladen. Ich möchte sie bitten, die Leitung dieser Konferenz zu übernehmen.“ Überrascht von diesem schnellen Erfolg stimmte Henry dem Vorschlag des Kaisers freudig zu. Vor Freude und Aufregung vergaß Dunant völlig, den Kaiser um Erlaubnis für seinen Staudamm zu bitten. Was war schon ein Staudamm, wenn es gelang, alle europäischen Regierungen zu einer Vereinbarung zu bewegen, die die Rettung von vielen tausenden Menschenleben zur Folge haben würde.

Schon 6 Monate nach diesem Treffen fand in Genf unter der Leitung von Henry Dunant eine Konferenz statt, zu der 14 europäischen Staaten ihre Außenminister entsandt hatten. Aber statt der erhofften schnellen Einigung gab es Streit und es schien fast, als ob sich die Minister nicht auf einen gemeinsamen Beschluss einigen wollten. Einige begannen schon mit

den Vorbereitungen zu Abreise. Das stieg Henry Dunant noch einmal auf das Podium, um zu allen Anwesenden zu sprechen: „Wenn diese Konferenz zu Ende geht, ohne dass wir eine gemeinsame Vereinbarung beschließen, die das Leben der Kriegsverwundeten schützt, dann wird sich jeder hier im Raum vor Gott für die vielen jungen Männer verantworten müssen, die unnötig sterben werden. Und das werden viele Tausende sein. Was wollt ihr Gott antworten, wenn er euch danach fragt?“

Nach diesen Worten ging Henry Dunant in sein Zimmer, in dem er während der Konferenz untergebracht war. „Ich möchte nicht gestört werden“, sagte er seinen Helfern. Jetzt wo Dunant getan hatte, was er konnte, blieb ihm nichts weiter übrig, als zu beten. Das Gebet ist die stärkste Waffe um die Seele der Menschen. So kniete Dunant in seinem Zimmer und erflehte vor Gott einen guten Ausgang der Konferenz. Nach etwa zwei Stunden wurde er in seinem Gebet unterbrochen. Einer seiner Mitarbeiter war gekommen um zu sagen: „Die Franzosen haben gerade unterschrieben ohne ein Wort zu ändern.“ „Das ist gut“, sagte Dunant. „Wenn jetzt noch die Preußen unterschreiben haben wir gewonnen. Dann werden sich diesen beiden Großmächten alle anderen Regierungen anschließen.“ Da kam auch schon der zweite Mitarbeiter angerannt. Völlig atemlos berichtete er: „Soeben haben die Preußen unterzeichnet und die Russen gleich danach.“ Die Männer umarmten sich und Henry stand mit den Tränen in den Augen. Sie hatten es tatsächlich geschafft. Alle 14 Staaten hatten an diesem Nachmittag die Genfer Konvention unterzeichnet und sich verpflichtet, von nun an das Leben aller Verletzten und Kriegsgefangenen zu schützen. Das war wirklich ein großer Sieg, doch leider ist es im wahren Leben nicht wie im Märchen wo es heißt: Sie lebten glücklich und zufrieden bis an ihr Lebensende.

Glücklich und zufrieden war Henry Dunant nur für einige Wochen. Dann nämlich bekam er Post aus Algerien. Sein Verwalter schrieb ihm, alles habe sich zerschlagen. Die Siedler hätten die Geduld verloren und seien auf eigene Faust an andere Orte gezogen. Die frisch angelegten Korkeichenplantagen seien auf Grund der großen Dürre vertrocknet und die Gesellschaft habe jetzt insgesamt über 50 000 Franken Schulden und keinerlei Einnahmen.

Henry wusste, was das bedeutete: Diese 50 000 Franken waren nicht nur sein eigenes Geld, sondern auch das vieler Geschäftspartner und Freunde der Familie, die es ihm anvertraut hatten in der Hoffnung, sie würden damit ein gutes Geschäft machen. Als diese Freunde hörten, was mit ihrem Geld geschehen war, vergaßen sie ihre Freundschaft und verklagten Henry vor Gericht wegen Betruges und Diebstahl. All seine menschlichen Verdienste halfen ihm vor Gericht nichts. Henry Dunant wurde wegen „betrügerischem Bankrott“ zur Rückzahlung der gesamten Verluste verurteilt. Nun blieb ihm für den Rest seiner Jahre nur noch ein Leben in Armut. Das aber war noch längst nicht das Schlimmste. Viele schlimmer traf es Henry, dass er auf Grund dieses Gerichtsurteils aus dem internationalen Komitee des Roten Kreuzes ausgeschlossen wurde. Ein verurteilter Betrüger hätte dem Ansehen der jungen Organisation zu sehr geschadet. Kurze Zeit später wurde Henry aus dem gleichen Grund auch aus dem CVJM– Weltbund ausgeschlossen. Mit dieser Schande wurde das Leben für Henry zu einer Qual. Er zog sich immer mehr in die Einsamkeit zurück. In den nächsten Jahren lebte er ohne festes zu Hause in verschiedenen europäischen Städten. Freunde der Familie versuchten ihm Arbeit und Wohnung zu vermitteln, aber nichts wollte ihm so recht gelingen. So zog er von Ort zu Ort. Endlich fand er in dem kleinen Dorf Heiden in der Schweiz ein zu Hause und etwas Ruhe für seine Seele.

Unterdessen war das internationale Rote Kreuz zu einer weltumspannenden Organisation gewachsen. In allen Ländern Europas gab es mittlerweile viele tausende Freiwillige, die sich als Helfer verpflichtet hatten und dafür geschult und ausgebildet wurden. Unzähligen Menschen ist durch diese Organisation das Leben gerettet worden und bis heute ist das Rote Kreuz die weltweit größte unabhängige Hilfsorganisation.

Als das internationale Rote Kreuz den 30-sten Jahrestag seiner Gründung feiern wollte, stellte man Nachforschungen an, wie es denn vor 30 Jahren zur Gründung dieser Hilfsorganisation gekommen war. Dabei stieß man auf die Geschichte von Henry Dunant, dessen Namen damals schon fast vergessen war. Und tatsächlich man fand heraus: Henry Dunant lebt noch als alter einsamer Mann in dem Dörfchen Heiden. Dunant wurde zu den Feierlichkeiten eingeladen und er kam noch einmal in seine Heimatstadt Genf. Er erlebte die Feierlichkeiten zum 30-sten Jahrestag der Gründung des Roten Kreuzes und eine Zeitung schrieb einen Artikel über sein Leben, der in ganz Europa nachgedruckt wurde. Plötzlich war Dunant wieder weltberühmt. Alle erinnerten sich an ihn und kurze Zeit später bekam er den allerersten Friedensnobelpreis verliehen. Dieser Preis war mit einer großen Geldzuwendung verbunden, mit der Dunant alle seine Schulden bezahlen konnte.

So hatte also Dunant fast 30 Jahre warten müssen bis sein Lebenswerk gewürdigt und anerkannt wurde. Umso größer war seine Freude über diese späte Dankbarkeit, die ihn am Ende seines Lebens erreichte.

Übrigens vor wenigen Tagen ist wieder einmal der Friedensnobelpreis verliehen worden. Wisst ihr, wer den bekommen hat?